



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Sch., Th.: Lenau's Albigenser.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Lenau's Altigenfer.

(Die Altigenfer. Freie Dichtungen von Nicolaus Lenau. Stuttgart bei Cotta. 1842.)

Seitdem die neue deutsche Romantik die aus dem Mittelalter hervorgeholten Schätze und das poetische Erbe, welches sie noch von der großen Blüthezeit unserer Dichtung überkommen, allmählig aufgezehrt hat, thut sich, unter den mannigfachen Lebensweisen deutscher Muse, nichts so mächtig und bedeutsam hervor, als die Reflexion, der bewusste Gedanke, eine neue Kraft, welche die Poesie in sich aufnehmen will. Schon bei Schiller sehen wir sie zu freiem Durchbruch kommen, bei Göthe tritt sie in seiner letzten Periode immer gesonderter heraus, bei spätern, wie Rückert, erzeugt sie ganz neue Arten der Dichtung. Dieser Erscheinung, die dem Ueberwiegen der wissenschaftlichen Thätigkeit der letzten Jahrzehnde zuzuschreiben ist, und die jetzt mehr und mehr auf die Production selbst Einfluß gewinnt, begegnen wir theils in der Lyrik, theils im Drama. In der lyrischen Gattung hat die Reflexion ein freies Feld, hier kann der Gedanke selbst, wie bei L. Schefer, Fr. v. Sallet, in reiner Abstraction, sich unbehindert ausbreiten. Die Individualität des Dichters und der Zeit bildet immer einen lebendigen Mittelpunkt, den Träger aller Ideen, denen der Vers sich leihen will. Im Drama dagegen verlangt diese Richtung den größten Aufwand des schöpferi-

schen Talents, damit das Denken, die bewusste Tendenz dieser höchsten Form, der Dichtung gewachsen sei. Wir haben dafür nur im Lessingschen Nathan, ein unübertroffenes Beispiel.

Wir unsrerseits wollen es keineswegs tadeln, wenn unsere Dichter den nächsten Interessen, den allgemeinen Fragen der Zeit sich zuwenden; nicht als glaubten wir, es läge darin die eigentliche Aufgabe der Dichtkunst, als fände sie darin ihre weiteste Wirksamkeit, sondern vielmehr, weil die Fragen, die jetzt unsere öffentliche Welt in Athem halten, selbst auf Ideen und Weltanschauungen hindrängen, welche die dichterische Behandlung erfordern und begünstigen. Der Streit zwischen Gedanken und Sägung, in dem meist Lessing seine Waffe erhob, der Kampf zwischen Freiheit und Willkürzwang, aus dem Schiller's Genius sich emporarbeitete, gährt auch in der heutigen Generation, und sie läßt es sich nicht verwehren, diesen Krieg, wie sie ihn eben aufzufassen vermag, in allen Weisen auszukämpfen und auszusingen. Ueberall sei uns darum eine Tendenz in der Poesie willkommen, wo sie das Haupt der Zeit trifft, wo sie in bedeutenden Massen die geistigen Gewalten des Jahrhunderts gegen einander spielen läßt.

Voll Erwartung gingen wir an die Lectüre des vorliegenden Gedichtes, das schon seit Jahren den Freunden der Lenau'schen Muse versprochen war. Der Stoff desselben ist an sich so großartig, so gedrängt voll erschütternder Momente, er ist zugleich so geistig und so voll Leidenschaft und Begebenheit, daß wir die Zeit nicht bedauerten, in der das verheißene Werk reifen sollte. Der Kampf der Abigenfer — denn unter diesem Namen faßte man die mancherlei häretischen Secten jener Zeiten zusammen — gegen die päpstliche Hierarchie, ein Kampf, angefaßt durch die radicalsten Doctrinen, welche das Mittelalter erzeugt hat, gegen die auf dem Wendepunkt ihrer Allherrschaft schwebende römische Kirche, ein Kampf voll Heldenmuth und Grausamkeit, voll Glauben und Rohheit, ein offener Kreuzzug im Herzen der Christenheit, gewiß, es war ein echt dichterischer Entschluß, den zu besingen. Und so ist auch das Werk, eine Reihe von Balladen, mit Lyrik umwoben, mit Bildern aus des Dichters eigenem Innern verschmolzen, eine wahrhafte Dichtung, von einem starken, seiner selbst gewissen, männlichen Geist durchweht, voll Natur, Willen und Erfindung.

Beim Eingang freilich stieß uns das Fremdartige, das Gesuchte des ersten Gedichts, die harte, herbe, gegen die Welt entrüstete Stimmung des Dichters ab, die sich in den sonderbarsten Ausdrücken Luft macht. Wir sahen in dem unermüdlischen Ausspinnen einer und derselben Figur, daß der Dichter, wie auch sonst in einzelnen Stellen seines Werkes, hier mehr im Bilde als in der Sache verweilte. Wie mochte nur der Verfasser so lange an dem seltsamen Bilde haften, wo er sich einen Tiger zum Schutzgenossen wünscht, damit ihm der seine Gedanken bewache und alle Erdenwünsche und Erinnerungen zerreiße; wo er denselben Tiger dann aufhebt:

„Send ich ein Lied auf die Tyrannenfragen,  
So helf ihm, Tiger, nach mit deinen Tagen.“

Hier, wie bei den Worten:

„O Welt, aus allen Wüsten möcht ich holen  
Die Tigergeister dir zu Apostolen,“

so wie bei der grimmgigen Begeisterung:

„Ich wünschte mir den Tiger zum Genossen,  
Schon ist in meinem Geist sein Hauch zu spüren,  
Und durch mein Herz sein wildes Blut ergossen.“

kann ein unverdorbenes Geschmaç sich nur abkehren; für einen natürlichen, dichterischen Erguß vermögen wir das nicht anzusehen, obschon wir begreifen, wie ein Poet sich in dergleichen Phrasenpathos verirren kann, nicht unter der Gunst der Muse, sondern

„Wenn sein einsames Herz Gedanken hämmert.“

Indeß wird der Leser, wenn er die anfangs störenden Eigenheiten des Gefühls und der Ausdrucksweise überwunden hat, sich bald mit dem Gedicht befreunden, und gern bei den Gebilden verweilen, die des Dichters kühner, freier Geist an ihm vorüberführt. Und doch wird ihn weniger die meisterhafte Ausmalung einzelner Situationen fesseln, die Lebendigkeit individueller Momente, die mit den Erscheinungen der wirklichen Welt wetteifert, als die tiefe Vertraulichkeit mit dem Geist und Charakter des historischen Gehaltes, dies Schaffen aus eigener Brust, das eine vergangene Zeit neu und lebendig zum Vorschein bringt. Hier ist keine Bearbeitung äußerer Stoffe, kein Formiren eines todten Materials nach gegebenen Regeln, hier wird nicht erstarrte Geschichte auf die rauschende, seelenlose Leier gespannt, wie dies in unzähligen Romani-

zen und Gesängen geschieht, womit man alle Jahr ganze Bände anfüllt; hier fühlen und sehen wir eine entschwundene Zeit wiederum als eine wirkliche, als eine gegenwärtige, mit welcher der Sänger sich innerlich identificirt hat, und der er in allen Theilen den Stempel seiner Anschauungs- und Gemüthsweise aufgeprägt hat. Nicht eine Reihe provençalischer Lieder, von Liebe, Wein, Witiz und Abenteuern überströmend, dürfen wir hier erwarten, nicht den Frühling schwelgender Dichtung, auch nicht den Spott, der in Reimen sich an einer Zeit voll Widersprüche rächt; wir athmen durch das ganze Gedicht hin, in einer ängstlich schweren, in Stürmen aufbrausenden Luft, ungeheure geistige Gegensätze, gleich denen, worin Byron's Saiten erzitterten, unbegriffenes Sehnen und Regen, Aneinanderschlagen der höchsten Mächte des menschlichen Daseins, Fehl und Schuld, wie Recht und Ziel auf beiden Seiten bringen uns die großen Räthsel der Geschichte und Menschheit recht nahe, und lassen uns mit bangen Zweifeln dem Fluge des Gesanges folgen. Ueberall stoßen wir auf die Frage: wozu das Alles, diese Opfer, diese Blutströme, diese zerstörten Herzen, diese furchtbaren Irrthümer, dieses Ringen zweier Mächte, von denen keine uns ganz für sich gewinnen kann, von denen die eine durch starres Gesetz, durch erdrückenden Zwang, die andere durch Wildheit, Schwanken und Frevel erschreckt! In schneller Folge tauchen die Bilder jener Zeit vor uns auf; der Dichter hebt immer nur die Entscheidungsmomente heraus, er erspart uns den Verlauf im Kleinen; es sind, wie im Eid, wie hie und da im Byron, aphoristische Zeichnungen, einzelne aus dem Herzen der Geschichte anschlagende Klänge, aber in jedem Klange schwingt der ganze zerreißende Schmerz der Zeit mit. Der Dichter macht sich nicht zum Erzähler, der That und Schicksal auseinander an einem fortlaufenden Faden aufreißt; er spricht, selbst in den individuellsten Schilderungen, immer den Geist und Trieb und die Gewalten aus, welche jenes Jahrhundert bewegten. Und doch bilden diese Balladen, diese Ergüsse aus der eigenen Brust, dies Mitgefühl an dem Geschehen, ein vollkommenes Gemälde, welches uns tiefer in das Wesen jener elementarisch aufgeregten Periode einweicht, als eine mikroskopisch ausgeführte Novelle oder die Aengstlichkeit einer Chronik. Aber in diesem kleinen Rahmen hat der Dichter einen bedeutenden eigenen Lebensgehalt eingeschlossen, er hat darin Gedanken nieder-

gelegt, die ihm selber die heiligsten sind, seinen Glauben an die Geschichte, an den Fortschritt nach dem Ziel, dem freien Geiste; und hierin eben liegt die volle Wirkung, die Einigung des Gedichtes mit der jetzigen Welt, wie diese im Dichter sich abspiegelt.

Man kann das Gedicht in drei Hauptmassen abtheilen, ohne daß diese jedoch äußerlich eine strenge Scheidung zuließen. Der Dichter führt uns zuerst in die Stimmung, in die geistige Atmosphäre der Zeit; aber diesem historischen Geist kommt sein eigener entgegen, in ihm selber tauchen die Ideen und Widersprüche auf, die jenen entstammen. Sodann eröffnet sich das Kampffeld, die Parteien der Geschichte ringen mit einander um den Sieg ihres Glaubens, um die Weltherrschaft; und zum Schluß, nachdem die empörten Elemente sich ausgewüthet, blicken wir zurück und stehen vor der Frage: Was ist das Ziel dieser Begebenheiten, welchen Sinn und Bezug haben sie für uns?

Begleiten wir den Dichter durch sein Werk, welches, aus dieser Angabe schon, sich als ein Ganzes, dem Inhalt und der Tendenz nach, ausweist.

Befolgen wir zuerst die Dialektik, welche die Gegensätze an einander hält, die durch das Gedicht, bis auf den Höhepunkt desselben, fortlaufen und wachsen. Im ersten Abschnitt, „Nachtgesang“ überschrieben, läßt der Dichter zwei Stimmen reden, welche die streitenden Principe vorstellen. Die erste Stimme mahnt von Haß und Kampf ab; der Natur, dem wilden Geist, dem die reißenden Thiere angehören, soll der Mensch sich nicht ergeben; die Natur ist abgefallen, nur Gott kann sie erlösen:

„Weltbefreien kann die Liebe nur,  
Nicht der Haß, der Sklave der Natur . . .“

„Dort sieh' Golgatha! Jehovahs Stunden,  
Heil'gen Königstigers, sind verwunden!“

Nun begreifen wir jedoch nicht, wie diesen Stimmen zugleich der pantheistisch rohe Zuruf beigelegt werden kann:

„Wenn der Tiger schlau im Dickicht lauscht,  
Vorspringt und ein Menschenbild zerreißt,  
Blut trinkt, hat er sich in Gottes Geist,  
Den er spüret, ahnungsvoll berauscht.“

Wie stimmt dies zu den vorigen Versen? — Die zweite Stimme ihrerseits ruft dem Dichter zu:

„Haffe herzhast! rüste Dich zum Streite!  
Liebe die Natur, die treu und wahr,  
Klingt nach Licht und Freiheit immerdar,  
Wenn auch unter ihren eignen Füßen  
Graun und Tod und Schmerz aufwirbeln müssen.“

Aus dieser Doppelheit der Gefühle, dem Contrast der sittlichen und natürlichen Weltordnung, welcher den Ausruf auspreßt:

„D Geist, ist Deinem Lenz die Luft genommen,  
Sei Du der Welt in Schrecken auch willkommen!“

treten wir sofort in die wirkliche Welt voll thätlichen Widerstreites, voll Mord, Dual und Verwüstung. Mit dem Bannstrahl des Papstes Innocenz bewaffnet, tritt Pierre von Castelnau gegenüber dem naturfrohen, von Liebe und Tapferkeit glühenden Troubadour Fulco vor uns; von letzterem heißt es:

„Pier! ich bin ein Kezer!“ ruft der Wandrer,  
„Heraus mit Fluch und Bann! hei, donn're zu!“

In ihrem Zusammentreffen und Gespräch (die Legende von den Zigeunern und dem Kreuz, die Pierre erzählt, ist eine höchst gelungene Episode) arbeiten sich die streitenden Principe, die sie vertreten, deutlicher heraus. Nun folgen die Ereignisse Schlag auf Schlag. Der Priester wird ermordet, der Sänger wird am Sarge seiner Geliebten plötzlich in einen fanatischen Diener der Kirche verwandelt. Und was treibt ihn dazu? Der Anblick der Todten ist es, der ihm den Albigenserglauben entreißt, der keine Auferstehung annimmt; da treffen wir auf den ganz neumodischen Satz:

„Denn Sterben ist im Geist verschwinden,  
Wir glauben an kein Wiederfinden.“

Bald sehen wir den Troubadour, der die Schönheit der Frauen so bezaubernd besang, als Innocenz' Boten und Bischof von Toulouse, den Kreuzzug anschürend. So wird dieser Charakter auf die tragische Bahn des Schicksals gerissen. Bei dieser Katastrophe spricht der Dichter die schönen Verse:

„Wenn all sein Glück ein starkes Herz verloren,  
Wenn seine Wund' am tiefsten klast,  
Dann wird es vom Verhängniß gern erkoren,  
Und in den großen Sturm hinausgerafft.“

Die imposanteste Gestalt dieses Gedichts ist Innocenz, ein Mann der innern That, in dessen Brust die ganze, stärkere Hälfte der Begebenheit eingeschlossen ist.

„In seinen Zügen ist es fest und stille,  
Wie Steingepräg' in jedem Zuge steht  
Entschluß und unerfütterlicher Wille.“

Die Friedensverhandlungen sind gebrochen; die Ketzer sollen ausgetilgt werden. Umsonst sucht Dominicus sie zu bekehren. Da er ihnen das bekannte Gleichniß von dem Durstigen und dem Nase im Bach vorrägt, entgegenen ihm jene mittelalterlichen Rationalisten nur:

„Wir wollen oberhalb des Nases trinken.“

Er muß sogar ihre Irrlehren der Reihe nach anhören, und bei der Einweihung eines Albigensers Zeuge sein, wie die kirchlichen Gebräuche, die Sacramente, der Eid, die Bilder, das Zeichen des Kreuzes 2c. verworfen werden. Zuletzt, indem der Dichter diese Sekten im Allgemeinen charakterisirt, heißt es:

„Mag, was wir meinen, auch sich spalten noch und trennen,  
Die freie Forschung ist's, wozu wir uns bekennen.“

„Wir lassen uns den Geist nicht hemmen mehr und knechten,  
Es gilt, das höchste Recht auf Erden zu verfechten....“

„Einst wird das Heil der Welt, Erlösung, sich vollbringen,  
Wenn Gott und Mensch im Geist lebendig sich durchdringen.“

Wir werden dabei unwillkürlich an die Fehden und skeptischen Ideen auf dem theologischen Felde neuester Zeit erinnert. Derselbe Sinn wohnt dem Liede inne, worin die Pariser Studenten die Lehren ihres Meisters Almerich von Bene singen.

„Von Tisch zu Tisch hineinlt das große Wort,  
Und reißt die jungen Herzen mit sich fort;“

„Der Geist ist Gott!“ so schallt es hin mit Macht,  
Ein Freuden Donner durch die Frühlingsnacht.

Unter den folgenden Bildern ist das Interdict, das über Toulouse verhängt wird, von gewaltiger Wirkung, melancholisch, schwerlastend, eine schlagende Zeichnung. Dem Interdict folgt der Kreuzzug, an dessen Spitze Abt Arnald und Graf Simon Montfort stehn. Das Stück: „der Rosenkranz,“ giebt uns eine Probe ihrer Prozeduren; denn dieser Rosenkranz besteht aus hundert geblendeten Ketzern, unter denen der eine, Hugo von Alfar, halb geblendet, die

übrigen an einem Seile aus dem eroberten Schloß Brom leitet. Erschütternd ist die Klage der Geblendeten. Von gleicher Art ist: „das Schlachtfeld;“ aus dem Krieg zwischen Forderung und Hierarchie bricht hier die furchtbarste Verzweiflung hervor:

„O Gott, wie Du auch heißen magst, es bleibt  
Ein Schmerz, daß Glauben solche Früchte treibt.“

In der nächtlichen Scene wandert Alfar, der allen Glauben, Häretischen wie kirchlichen, abgeworfen, umher:

„Ob das ein Gott, ein Kranker ist zu nennen,  
Der eine Welt in Fiebergluth errichtet,  
Und bald im Frost des Fiebers sie vernichtet?  
Ist Weltgeschick sein Frieren und sein Brennen?  
Ist's nur ein Götterkind, dem diese Welt  
Als buntes Spielgeräthe zugefallen?...“

Wir stehen hier in der Mitte des Gedichts; der Sturm der Geschichte hat sich entladen. Die Begebenheiten scheinen der menschlichen Vernunft zu spotten, denn die Menschheit, der Geist der Geschichte, scheint mit sich selber in Krieg zu stehen. Rache, Blutdurst, der wüste Trieb des Thiers wüthen auf dem Boden, der ihr gehört, entfesselt umher. Die Seele zerknickt, von so furchtbarem Gericht ergriffen. So zeichnet uns der Dichter in einzelnen Figuren den Wahnsinn, die Verzweiflung, die Verhöhnung des Heiligen, Unterjochung und feige Buße, entsetzendes Gemetzel, düstre Leiden und lachenden Frevel. Alle Figuren, die dahin gehören, wie Jacques, der wahnsinnige Schneider, der Herzog von Narbonne, der Graf von Foix, Graf Simon, der gefangne Vicomte Roger von Beziers, das irre Mädchen von Lavaur, drücken auf verschiedene Weise diese Spitze des Pathos aus, auf welchem das Gedicht nun angelangt ist. Vielleicht kehrt der Verfasser zu sehr allein den Frevelsinn der ergrimnten Albigenfer heraus, wie in der Scene, wo Foix mit seinen Gefellen im Kloster lagert, wo nach mancherlei Gespött, zuletzt eine Moral des Fleisches gepredigt wird, so nackt, platt und plump, wie die neusten Wiederfunder derselben sie kaum vorbringen möchten:

„Er predigt: Im Anfang war das Fleisch,  
Und Gott war das Fleisch, und dieses war

Bei ihm beständig und immerbar,  
 Und das Fleisch ist Wort geworden und Licht,  
 Johannes schrieb verkehrten Bericht,  
 Drum sollen das Fleisch wir halten in Ehren,  
 Seid lustig, ihr Kinder, und laßt es gewähren!"

Zwischen diese Nacht- und Gräuelszenen fällt wohl ängstlich und wehmüthig ein lichter Moment ein, wie in: „des Wanderers Gruß,“ ein tiefgefühltes Lied, das uns auf den Lerchenruf der Freiheit harren läßt; dann eine schöne Klage eines Sängers an einem Brunnen, worin seine Geliebte versenkt war, mit den schneidenden Zeilen aus der trostlosen Irrlehre:

„Du wirst nicht wieder auferstehn,  
 Wenn Gott Dich einmal ließ vergehn,  
 Kann er Dich so nicht wiederbringen.“

Aber noch einmal treten wir vor eine Scene des Fanatismus; eine Anzahl Studenten, Anhänger Almerich's, werden unter gräßlichem Spott verbrannt. Endlich, nachdem das ganze Land verheert ist, fällt auch Simon Montfort, eben als er den Lohn, die Beute des Verwüstungskreuzzuges zu ernten hoffte. Die Nachgötter sind gestillt, wir blicken auf ein unermessliches Leichenfeld. Da erscheinen, einsam wandelnd unter den Todten, ein Ritter und ein Mönch. Ueberwunden durch den Schmerz der Scene, sich selbst besinnend bei dem Ueberblick der Gräuel, wirft der Mönch die Waffen weg, reißt das Kreuz von der Brust und geht zu dem Ritter, mit ihm zu sechten und zu fallen.

„Nicht folg' ich mehr der Kirche blut'gen Fahnen,  
 Im Hinblick auf das stumme Leichenfeld  
 Hat Frieden wunderbar mein Herz erhellt,  
 Des tiefsten Sinns ward mir ein freudig Ahnen.“

Und was ist der Sinn, der letzte Zweck der Geschichte, was ist die Wahrheit, nach welcher dieser Kampf, dieses Schicksal zielte? Das endliche Ueberwinden, die Läuterung des Geistes:

„Das Leben bricht der Kirche düst're Schranke;  
 Die heilige Geschichte ist geschehn,  
 Doch war auch sie nur Abglanz und Vergehn;  
 Vollenden wird Erlösung der Gedanke!"

Und hier zuletzt schließt das Gedicht die innerste Ueberzeugung des Verfassers auf, welche wir in den früher vorkommenden Zeilen zu finden glauben:

„Gedanke heißt der Heilige, der Held,  
Der im Urkampf ersiegt das weite Feld!  
Er hat getaucht die Sterne in sein Licht,  
Er gab den Stand den Sterne und die Flucht,  
Hält ewig fest die strenge Sternenzucht,  
Sein ist die ganze Welt und ihr Gericht.“

Der Sieg des Geistes, die Herrschaft der Wahrheit ist das Endziel der Weltgeschichte, zu welchem alle großen Katastrophen, das Bauen und Niederstürzen in der unendlichen Arbeit der Völker hinwirken müssen. Aber der Anblick der schweren Entwicklungsphasen erfüllt das menschliche Herz mit Wehmuth, mit Bewundern und Schauer. Wir glauben an die einstige Erfüllung der Geschichte, aber die Wege, die Wir, das eine menschliche Geschlecht, dahin genommen haben, ziehen sich noch weitab zur Seite des Ziels, das noch trübe und fern aus Irrthum und Verhängniß hindurchblickt. So ruft der „Greis“ gegen Ende:

„Noch die Freiheit war es nicht;  
Dunklen Gruß, verworrene Kunde  
Brachte nur von ihrem Licht  
Die vorangeitete Stunde.“

Was man erkämpfen wollte, war noch nicht die reine und völlige Freiheit, nicht „ein klarer Blick in's Herz der Freiheit,“ nicht „Liebe für die heilige, erkannte,“ trieb dazu, nicht Wissenschaft, es war von der Wahrheit nur ein „dunkles Ahnen.“ — Und warum, fragt der Schlußgesang, warum jene Zeiten aus der Vergessenheit rufen? „Hat unsre Zeit nicht Leids genug für Klagen?“ — Allein in der Vergangenheit lebte auch unser Schicksal mit, in der Vorwelt und in unserer Gegenwart wirkt der nämliche stetige Geist, der auch uns ansprechen soll:

„Daß wir uns recht mit ihm zusammenfühlen,  
In ein Geschlecht, ein Leben, ein Geschick.“

Jeder Zeitraum arbeitet dem folgenden vor: leidet für ihn, bahnt ihm die Straße. Auch unsere Zeit, mit ihren Wehen und Zwie-

spalten hat einen solchen Beruf, und wird im Gedächtniß der Nachwelt sich erheben. Auch wir leben noch nicht im Licht und im Genuß; wir „sterben ungeduldig, freudenarm, im Morgenrauen des Lichts.“ Auch über uns drücken Zwang und Nacht und so, meint der Dichter, stehen auch uns Umwälzungen und schwere Kriege um den Preis der Geschichte bevor:

„Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen,  
Noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen  
Mit Purpurmänteln oder dunkeln Kutten;  
Den Albigenfern folgen die Hussiten,  
Und zahlen blutig heim, was jene litten;  
Nach Husz und Biska kommen Luther, Hutten,  
Die dreißig Jahre, die Cevennenstreiter,  
Die Stürme der Bastille, und so weiter.“

Ist denn aber die Freiheit, der Sieg des Gedankens, wirklich bei uns in dem Grade bedroht, wie der Dichter an vielen Orten es andeutet, wie es die letzten Worte seines Werkes, das: und so weiter“ klar genug aussprechen; hat dieser politische Ingrim, der Tigerstimm, der so herbe und schneidend durch die Dichtung fährt, wirklich so viel Grund, eine so allgemeine Bedeutung, wie das Gedicht annimmt, wie ohne Zweifel eine Menge Schriftsteller dem Verfasser beifällig einräumen? Wir glauben es nicht; wir glauben, daß der Verfasser, wo er die jetzigen öffentlichen Verhältnisse berührt, die Farben zu stark aufträgt, daß er die klagenden Saiten zu heftig reißt.

In Lenau's Gedicht ist eine Empfindung niedergelegt, die von vielen Zeitgenossen getheilt wird, der Schmerz über die Bedrängniß des öffentlichen und geistigen Lebens, welchem der Trost ganz unbestimmt und abstract, als einstiges Ueberwinden des Gedankens vor-schwebt. Gewiß, die Wahrheit muß uns das rechte Heil bringen. Aber woher diese Bitterkeit, dieser Weheruf, der so stark und durchdringend nicht leicht anderswo als in vorstehender Dichtung ertönt, wozu dies Sagen in die Zukunft? Ist der Gedanke nicht auch wirklich lebendig in allen großen Epochen, bleibend und wachsend im Geiste, in dem geistigen Reiche für immer? Dies zwar wird uns nicht bestritten. Und doch führt uns unser Dichter nicht weiter, als

bis zur Stufe des Harens auf die Freiheit oder Wahrheit; er steht damit auf einer allgemeineren Stufe der jetzigen Zeit, nicht über derselben. Wie ganz anders würde Schiller, aus dem Reichthum seines Genius, den von Lenau gewählten Stoff belebt haben! Er würde, die Vergangenheit durchwandernd, als ächter Dichter, selbst die Welt der Wahrheit und des Schönen offenbart haben, die jene nur dunkel ahnte; er würde der Zeit nicht, wie es die Dichtenden jetzt thun, ihre Gefühle bloß entlehnt, er würde sie aus eigenem Vorrathe zugleich bereichert und erhoben haben.

I. h. Sch.